

# DAS MAGAZIN

## DER FREUND

Navid Kermani über Daniel Schwartz und einen gemeinsamen Spaziergang im Hindukusch, der nicht stattgefunden hat



## EINE KURZE EINLEITUNG

Ein lustiges Buch aus dem Genre der Reiseliteratur, das kaum jemand gelesen hat im deutschsprachigen Raum, ist Eric Newbys «A Short Walk in the Hindu Kush». Das 1958 erschienene Werk schildert den Versuch zweier englischer Exzentriker – einer davon der damals 24-jährige Newby –, einen Sechstausender in Afghanistan zu besteigen. Erfahrung haben die beiden nicht, das Unterfangen endet, man ahnt es, in einem Fiasko. Was jedoch absolut keine Rolle spielte, zumindest nicht für die Qualität des Buches, weil Newby Land und Leute grandios beschreibt und sich selbst mit seinem trockenen Humor am allerwenigsten verschont.

Als der Schweizer Fotograf Daniel Schwartz mir im vergangenen Frühling vorschlug, Newbys «Spaziergang» zu wiederholen, zusammen mit seinem Freund Navid Kermani, dem bedeutenden deutschen Schriftsteller und Orientalisten, sagte ich sofort zu. Weniger um die etwas dandyeske Pose von Newby sollte es den beiden viel gereisten Freunden gehen, sondern um die Dokumentation der schmelzenden Gletscher in dieser gefährlichen Weltgegend. Schwartz wollte Fotografien, Kermani, der Farsi spricht, das Gespräch mit

den Leuten suchen. In letzter Minute musste Kermani jedoch absagen. Schwartz zog ohne ihn los und fotografierte. Kermani blieb in Köln, wo er lebt, und tat, was er so meisterhaft beherrscht, wie jeder weiss, der sein Buch «Dein Name» gelesen hat: Er schrieb weiter an seinem Lebensbuch, einer Sammlung von Protokollen einzelner Tage. Natürlich hat er auch über die abgesagte Reise nachgedacht, über die Freundschaft zu Daniel, seine Vatersorgen. Für dieses Heft haben wir die Arbeiten der beiden zusammengefügt. Wir finden, sie ergänzen sich wunderbar.

**FINN CANONICA**

**GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...**

## ÜBERFÄLLIGE WÜRDIGUNG

Der Urwald Gomeras, von Walen umringt,  
In laublauer Nacht voller Lieder.  
Ein Morgen in Lima. Im Patio singt  
Der Brunnen im Schatten der Flieder.

Die Sommer der Taiga, das irische Grün,  
Die Wüste im Dämmer verblutend.  
Das tanzende Licht über nordischen Seen.  
Das Südmeer verebbend und flutend.

Der Berg im Patkai, den ich fliegend erklimm,  
Die Lichter im Tal wie Girlanden.  
Der Blick der Geliebten ein feuriges «Komm»  
Im tropfenden Dschungel der Anden –

Reich weiss uns die Erde im Dort wie im Hier  
Die himmlischste Schönheit zu schenken.  
Doch überall braucht man Toilettenpapier.  
So rate ich, an es zu denken.

**THOMAS GSELLA**

- 8 Die gemeinsame Reise, die nicht stattfand.  
VON **NAVID KERMANI** UND **DANIEL SCHWARTZ**
- 18 Wie jemanden kennen lernen ohne Small Talk?  
Ein Selbstversuch. VON **LISSI PÖRNBACHER**
- 24 Mord am Säntis. Eine historische Reportage.  
VON **MICHAEL HUGENTOBLER**
- 4 **JAKOB TANNER** Verpatzte Revolution
- 4 **KATJA FRÜH** Das Hobby
- 5 **BEN MOORE** Boten vom Himmel
- 6 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** Wo sitzen im Meeting?
- 7 **PERSON ORT DING** Dominique Gisins Lieblingsort
- 7 **HANS ULRICH OBRIST** Über Jan Vorisek
- 29 **CHRISTIAN SEILER** Das Häuten der Zwiebel
- 30 **MAX KÜNG** Lieber Pascal Grieder
- 31 **EIN TAG IM LEBEN** von Blanda Eggenschwiler



Gletschertisch im Mittelbereich des Südwestgletschers 2 (ca. 4700 m ü. M). Auf dem «Tisch» sitzen Shirin (Vierter von links), der Gewährsmann von Daniel Schwartz, und fünf Leibwächter.

Eigentlich wollten der Schweizer Fotograf Daniel Schwartz und der deutsche Schriftsteller Navid Kermani im Auftrag des «Magazins» gemeinsam einen Spaziergang im Hindukusch unternehmen. Kermani musste die Reise in letzter Minute absagen. Schwartz zog allein los und fotografierte die schmelzenden Gletscher. Der Zurückgebliebene überliess uns seine

Aufzeichnungen des vergangenen Jahres. Darin schreibt Kermani über die Planung der nicht angetretenen Reise, eine Erkrankung im Familienkreis, die grosse Hitze des vergangenen Sommers und mehr. Nicht zuletzt ist der Text aber auch ein berührendes Porträt seines Freundes Daniel Schwartz, den er allein ziehen lassen musste.

## AUS DEM TAGEBUCH VON NAVID KERMANI



BILDER  
DANIEL SCHWARTZ

## 28. FEBRUAR

Es sind Sterbende oder schon Gestorbene. Nichts hättest du wissen müssen, nichts von Klimawandel, Bergen, Geologie, um zu erkennen, dass etwas zu Ende geht mit der Erde, schliesslich die schöne Erde selbst: Die Gletscher, die Daniel Schwartz auf vier Kontinenten schwarz-weiss fotografiert hat, sind von solcher Traurigkeit, dass du weinen möchtest, schmutzig, weil selbst die massivsten Eisschichten mit Erde vermischt sind, runzlig, wo aus Schnee und Stein Schraffuren entstehen, entblösst wie dein Vater im Krankenhaus, wenn der Fels nach Jahrmillionen plötzlich nackt daliegt. Sie kollabieren, meint Daniel mit seinem Schweizer Akzent, die vorletzte Silbe hell und lang wie ein Alarm gesprochen; sie schmelzen nicht mehr, sie kollabieren gerade, gleichzeitig auf vier Kontinenten, ob in Uganda, Peru, Pakistan oder wo Daniel seine Reise begann. Du kommst nach einem Jahr wieder, und schon sind aus dem einen Gletscher mehrere kleine entstanden, Reste nur noch, Trümmerlandschaften. Abgesehen davon, dass sie Gemälde von eigener Bannkraft sind, halten seine Aufnahmen den historischen Moment fest, in dem ein Geschöpf alle Schöpfung zerschlägt. Einer der Gletscher gleicht einem riesigen Vogel mit Kopf und Schnabel, die Augenhöhle leer; ein anderer: ein Totengesicht; ein dritter: die geöffneten Schenkel einer Greisin, in deren Scheide du ungern schaust. Ihr kommt alle daher.

## 1. MÄRZ

In der Zeitung steht, dass es am Nordpol wärmer ist als in Wien, und zwar nicht nur ein bisschen wärmer, sondern ein Unterschied wie zwischen Sommer und Winter: plus sechs Grad am Nordrand Grönlands, minus zwölf hier in Wien.

## 9. MAI

Es geht ums Licht, erinnert Daniel. Fotografie ist Beleuchtung. Von den «bildschaffenden Eigenschaften des Lichts» las ich bei Péter Nádas, der ebenfalls Fotograf ist, in seinen «Aufleuchtenden Details»: «natürliches Licht, künstliches Licht, scharfes Licht, Streulicht, direktes Licht, reflektiertes Licht, Streiflicht, kaltes Licht, warmes Licht, also die Lichtquellen und die reflektierenden Oberflächen, der indirekt ausgeleuchtete tiefe Schatten, die Farbe und die Farbtemperatur des jeweiligen Lichts». Jedes Mal die Stille und Intimität in der Dunkelkammer, egal was draussen passiert, ansteckend, wenn du nur als Besucher dabei bist, eine Aura wie in kaum einer Kirche mehr. Automatisch flüsterst du. Im Film [«Beyond the Obvious»] erzählt er von einer indischen Kolle-

gin, die während einer Reportagereise jeden Tag, wenn es dämmerte, den Fahrer anwies zu halten. Dann stieg sie aus und dankte der Sonne. Seine erste richtige Kamera, eine Contax, schenkte ihm ein Zufallsbekannter mitsamt den Objektiven, ein Freak am Flussufer – genau gesagt in einer Raststätte –, der dem jungen Mann den Auftrag gab: Mach etwas damit! Die digitalen Geräte verachtet er nicht, er nimmt sie einfach nicht wahr, haben nichts mit Fotografie zu tun, also mit Licht. Stimmt: Jetzt, da jeder alles immer knipst, schaut sich niemand mehr die Bilder an. Daniel selbst stellt sich den ganzen Tag an die richtige Strassenkreuzung in Kabul, habe es selbst beobachtet, und kehrt mit genau zwei Fotografien zurück, von denen eine hoffentlich über die eigenen Ränder hinausweist, in die Vergangenheit, in die Zukunft. Teleobjektive benutzt er nie, sondern geht einfach näher dran. Macht kein Porträt von niemandem, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen.

Eine Laufbahn wie seine sei heute nicht mehr vorstellbar, beantwortet er meine Frage, es gebe gar nicht mehr die Zeitschriften, die solchen Aufwand finanzierten. Hat rechtzeitig den Sprung in die Galerien, in die Museen geschafft. Je weniger du siehst, desto mehr entdeckst du, erklärt er am Anfang des Films und am Ende: Je mehr du weisst, desto mehr erfährst du. «Denn ein Bild wird gut, mein Junge, wenn du es vorher durchdenkst», sagt der Lehrer zum Fotografen bei Attila Bartis [«Das Ende»]. «Wenn du den Auslöser drückst, musst du schon genau wissen, was drauf sein wird. So genau, dass du es beschreiben könntest. In der Mitte ein Nussbaum, links ein Zaun, rechts die Kaninchenbuchten, aber natürlich ist das für ein gutes Bild noch zu wenig. Du musst auch genau wissen, warum gerade der Nussbaum in der Mitte ist. Was du damit ausdrücken willst.»

Es sei nicht leicht gewesen, einen Film über einen Fotografen zu machen, berichtet nach der Vorführung der Regisseur Vadim Jendreyko. Warum? Weil ein Fotograf sich stets bewusst ist, was die Aufnahme zeigt. Ja, natürlich, schmunzelt Daniel: Wenn mans schon zeigt, will ich halt gut aussehen. Achtet noch auf dem Gletscher darauf, dass er lässig schreitet, wenn die Kamera auf ihn gerichtet ist. Den Film davor hat Vadim über Swetlana Geier gemacht, die für meinen verstorbenen Verleger Egon Ammann die grossen Romane Dostojewskis neu übersetzt hat (so ergeben sich immer neue Kreise, weil diejenigen, die du liest oder deren Werke du anschaust, wiederum selbst Leser und Betrachter sind, so klein und gross ist eure Parallelwelt der Literatur beziehungsweise der Kunst). Als Clou hatte er sich ausgedacht, mit ihr im Zug nach Russland zu fahren, wo sie noch nie oder seit Jahrzehnten nicht mehr gewesen war. Ganz Polen hindurch las Frau Geier nur in ihrem Puschkin. Als sich der Zug der Grenze näherte, wies Vadim den Ka-

meramann flüsternd an, die Linse auf ihr Gesicht zu halten und den Moment einzufangen, wenn sie Russland erblickt. Sie waren schon weit hinter der Grenze, es war Abend geworden, da hatte Frau Geier nicht einmal von dem Buch aufgesehen. Obwohl Daniel selbst Bilder macht, hat Vadim über Swetlana Geier einen noch besseren Film gedreht.

## 16. MAI

Du schiffst in einem Haus aus Holz, warst zu Besuch, allein in der oberen Etage, da stürzte es halb ein. Nicht weit von der Matratze war der Boden weggebrochen, einfach weg. Überall lagen die Trümmer des Dachs herum, das es ebenfalls nur noch zur Hälfte gab, im Dunkeln der Staub. Von unten riefen die anderen, die du kanntest, obschon ich nicht mehr weiss, wer sie waren, komm schnell runter, beeil dich, mach schon, du musst raus. Den Laptop nahmst du mit, der neben der Matratze lag, aber nicht mehr das Ladekabel, warum auch immer; du hättest es doch einfach nur aus der Steckdose zu reissen brauchen, falls es die Steckdose noch gab. Während du nach unten stürztest, überlegtest du, woher du jetzt wieder ein Ladekabel besorgst und wie lang die Batterie reicht. Eine Treppe oder Leiter muss es noch gegeben haben, vielleicht bist du auch gesprungen, jedenfalls warst du rechtzeitig im Freien, den Laptop in der Hand. Ist ein bisschen simpel zu deuten, der Traum, ich gebs zu, zumal nach dem traurigen Gespräch gestern Abend, eurer Ratlosigkeit. Umso mehr geht er mir nach. Hast einen Termin beim Therapeuten vereinbart, zum ersten Mal einen für dich allein, nicht für eine Behandlung, wie du betontest, vielmehr soll er von aussen auf dich schauen. Es reicht nicht, wenn du dich nur aus Büchern informierst. Die Nah- mit der Fernsicht abgleichen, formulierte der Therapeut seinen Auftrag, also mal ein anderes Objektiv verwenden. Daniel würde meinen, dass man das nicht braucht in der Fotografie, und hat künstlerisch sicher recht. Du steckst im Leben fest, kannst dich nicht einfach herausreissen.

## 24. MAI

Was ist seit jeher das Berückende am Meer, am leeren, unendlichen Horizont, das Berückende ebenso an der Wüste oder einer Gletscherlandschaft? Es ist nicht der Blick ins Nichts. Es ist die Schönheit des Nichts.

## 24. JULI

Du denkst, bei dieser Hitze ist bestimmt niemand da, und dann führt die Adresse auch noch weit aus der Stadt hinaus in eine Eigenheimsiedlung mitten zwischen Deutschlandfahnen und offenen Garagen mit

Motorrädern von BMW. Du denkst, sie freuen sich, wenn jemand klingelt, und das Visum werden sie mit einem Kranz versehen. Aber dann hörst du schon von der Anliegerstrasse aus den Tumult und triffst auf ganze Grossfamilien, die vor dem Konsulat campieren. Riechst den Safranreis aus den Plastikdosen und die diversen Saucen. Ach, welche Kräuter. Lächelst über die Kinder, die zwischen den ausgebreiteten Decken der Wartenden im Hof toben. Blickst auf die vielen jungen Männer, die sich gegenseitig glauben gemacht haben, dass Deutschland sie willkommen heisst. Die Flüchtlingskrise setzt sich unbemerkt von der Öffentlichkeit in einem Bonner Vorort fort, die Nachbarn haben sich sicherlich schon oft beschwert. Unter allen Nationalitäten scheinen die Afghanen auch in Deutschland am meisten verloren, zerstreut, irgendwie überflüssig, nirgends zugehörig, ohne Zukunft und nicht gewollt. Mit vierzig Jahren Krieg im Gepäck, wie könnte es anders sein? Aber hier, in einem properen Vorort der ehemaligen Hauptstadt, wo ihr Staat, als er noch einer war, ein Haus gebaut hat, vermutlich eine ruhige Residenz für den Botschafter, sind die Afghanen unter sich und herrscht Tohuwabohu wie auf einem Kabuler Amt. Ohne erkennbare Ordnung bemüht sich jeder verzweifelt, an die Reihe zu kommen und sein Anliegen einem der Beamten zu erklären, die sich aufführen wie Götter. Ob die Bittsteller eine Bescheinigung benötigen, um hierzubleiben, oder alle zurückwollen?

## 25. JULI

Die Ventilatoren sind ausverkauft, selbst in den grossen Warenhäusern. Du brauchst gar nicht erst zu suchen, sagte der Afghane im Export-Import, nein, auch nicht bei Saturn. Während ich im Schatten einzunicken versuche, freue ich mich an jeder Brise, ja, sehne sie während der langen Windstillen herbei. Es braucht nicht viel, ein Hauch genügt schon für die kleinstmögliche Ekstase auf der Haut.

## 5. AUGUST

Die Hitze verändert die Farben in der Stadt. Das Blau des Himmels, an das ihr euch schon gewöhnt habt, als gäbe es Wolken nur in Filmen, frischt das vorherrschende Grau der Häuser auf, besonders zum Nachmittag hin. Jede Nacht die funkelnden Sterne und der ausgerechnet dieser Tage auch noch volle, im Sommer noch grössere Mond. Die Gelbtöne nehmen von Tag zu Tag zu durch das Ausgedörrte und vorzeitig Vergilbte, wie in Afrika, sind an vielen Stellen längst übergegangen in Ocker und Braun. Beinah farblos hingegen die Mittage, wenn die Strassen, Geschäfte, selbst die Bäume grell wie auf einem überbelichteten Foto sind. Die bunte Kleidung der Bewohner, sofern

man noch von Bekleidung sprechen kann, die viele Haut fast wie an einem Strand. Plötzlich seht ihr, seht es auf den Armen und Beinen, wie farbig die Stadt geworden ist, bestimmt die Hälfte der Bewohner braun, cremig, gelb, rötlich oder schwarz, und selbst die Deutschen sind nach vier Monaten Sonne nicht mehr so blass. Spektakulär aber ist das ungewöhnlich tiefe Rot, das die Stadt mit jeder Abenddämmerung einhüllt. Mindestens am Rhein, in den sich der blutende Himmel jeden Augenblick anders, sanft glitzernd ergiesst, wenn du auf die eingefärbte Silhouette mit dem ewigen Dom und dem freundlichen Turm von Gross St. Martin blickst, ist Köln für eine halbe Stunde die schönste Stadt der Welt.

## 27. AUGUST

Seit der Erkrankung der Tochter überlege ich hin und her, ob ich die Wanderung durch den Hindukusch absage, so wichtig sie wäre, zumal für dieses Jahr, das bisher um die eigenen, nun einmal kleinen Nöte kreist. Mit der Redaktion habe ich vereinbart, gegebenenfalls im letzten Moment zu stornieren, das finanzielle Risiko trägt sie, Flüge, Zelte, Schlafsäcke, die Daniel bereits besorgen liess. Das Abschmelzen der Gletscher und dass der inzwischen vierzigjährige Krieg auch mit dem knapp werdenden Wasser zu tun hat, weiter gefasst: die Wechselwirkung von Natur und Politik – das ungefähr wäre der Beitrag, den ich gerade beizusteuern hätte, statt einer weiteren Meinung oder eines Aufrufs, dem Rassismus zu widerstehen. Die gesamte Ökonomie des Hindukusch und der umliegenden Ebenen hängt von der Versorgung durch Schmelzwasser ab, das noch die Nachbarländer versorgt. Bleibt es aus, fliehen die Menschen in die Gebiete, die vorläufig fruchtbar sind, in die Städte, in die Fremde – und entstehen wie überall auf der Welt mit den Alteingesessenen Konflikte.

Zudem stachelt der professionelle Ehrgeiz an, einen Auftrag zu erfüllen, den ich angenommen habe, und keine Kosten zu verursachen, ohne die Leistung zu erbringen; diese unbedingte, auch sture Pflichterfüllung ist vielleicht das Deutsche überhaupt an mir. Die Pflicht auch gegenüber dem Freund, dessen Auftrag ebenfalls pfutsch wäre, dazu die Vorfreude, nach Jahren wieder mit ihm unterwegs zu sein. Die Tochter sagt, ich solle fliegen, allerdings seit ein paar Tagen nicht mehr ganz so entschieden, und der Vater bemerkt das Zögerliche, ihrerseits Pflichterfüllende, und freut sich insgeheim, wenn er gebraucht wird. Andererseits wäre ich spätestens am übernächsten Tag zurück, wenn wirklich etwas passiert, und der Arzt versichert, dass jetzt nichts mehr passieren wird, ausser dass die Geduld der Tochter zu Ende geht. Aber auch dafür, für die Geduld, bräuchte es vielleicht den Vater, und damit sie Schritt für

Schritt in ihren Alltag zurückfindet, oder nicht? Und so weiter und so weiter, hin und her in meinem Kopf.

Das alles wäre nicht weiter der Rede wert ausser für Daniel, für den Redaktor, für mich und allenfalls die Tochter, wenn darin nicht eine Aporie läge, die grundsätzlich für die Literatur gilt: Eben das Leben, das tägliche Leben in seiner Banalität und Erhabenheit, mit Liebesstreit, Steuerbescheiden und Politik, von dem der Schriftsteller zehrt, ebendieses Leben hält ihn vom Schreiben ab. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Denn anders als der Arzt, Professor oder Ingenieur ist der Schriftsteller Tag für Tag in der Lage und fühlt bei rechtem Verstand auch die Verpflichtung – da er sich die Pflichten ohnehin selbst auferlegt –, alles beiseitezustellen, wann immer es etwas Wichtigeres im Leben gibt als sein Buch, Wichtigeres als jeder professionelle Ehrgeiz, sogar die Freundschaft und jede Aufgabe in der Welt. Ausgerechnet er, dessen Beruf streng genommen nicht mit einer bürgerlichen Familie, überhaupt einem geregelten Leben zu vereinbaren wäre und immer wieder in Konflikt mit allen möglichen Privatsphären gerät, ausgerechnet der Schriftsteller hat die ganz praktische Freiheit, nur Verwandter, Freund oder Aktivist zu sein. Vielleicht ist es keine Aporie, sondern die Lösung. Morgen fahre ich zum Konsulat, um den Pass abzuholen mit Visum oder nicht.

## 5. SEPTEMBER

Heute wäre ich nach Afghanistan geflogen. Allen wäre gedient gewesen, wenn ich nicht bis gestern gewartet hätte mit der Absage. Was mich zögern und gegen alle Wahrscheinlichkeit bis zum letztmöglichen Tag auf Besserung hoffen liess, war die Treulosigkeit und das ungute Gefühl, das sich lange halten wird, wahrscheinlich immer. Wird auch die Freundschaft tangieren, egal was ihr euch gegenseitig versichert. Jeder von beiden weiss, man macht das einfach nicht. Egal aus welchen Gründen du absagst, so nachvollziehbar, ja, unabweisbar auch immer: Den Freund lässt du dennoch allein. Schuld ist schliesslich nicht immer etwas, wofür du persönlich etwas kannst. In der Antike wird Schuld anders gesehen, in ihrer Unausweichlichkeit.

Gut, das ist jetzt arg hoch gegriffen, in meinem Fall geht es nur um einen stornierten Flug oder nein, um so wenig dann auch wieder nicht: Um einen Freund geht es, dem ich allein schon wegen meiner Sprachkenntnisse nützlich gewesen wäre in Afghanistan, aber vor allem als Gefährte auf der Wanderung, der mit mir gerechnet und alle anderen Vorhaben des Jahres um diese Reise herum angeordnet hat. Ausserdem wird die Geschichte nicht vollständig sein ohne Text, und beide erfüllen wir eine Aufgabe gern. Und nicht mal ist er Vater, und sein Verstand,

nicht jedoch sein Herz begreift die Entscheidung, da er selbst immer alles andere hintangestellt hat und sogar seine Frau ihn verliess, weil er ständig in der Dunkelkammer stand, wenn er überhaupt mal zu Hause war, wie ich im Film erfuhr; er selbst spricht ja nicht über so etwas, das ist ihm nicht wichtig genug, selbst die Liebe ist nicht wichtig im Vergleich oder jedenfalls diese erste Liebe offenbar, die er auch im Film nur beiläufig erwähnt. Später kamen andere Lieben, aber die werden schon mit seiner Arbeit verwoben gewesen sein, nehme ich an, da hat sich die Geliebte nicht beklagt, dass er dauernd fotografiert, sondern ihn eben deswegen geliebt. Anders könnten seine Bilder nicht entstehen. Allerdings ist die Liebe allein noch mal etwas anderes als die Verantwortung fürs eigene Kind, die der Kern der Nachfolge ist, der eigentliche Kern. Jeder Vater, jede Mutter hätte sich im Zweifel am Freund schuldig gemacht statt am Kind. Gebe Gott, dass er wohlbehalten zurückkehrt, sonst wird die Erkrankung auch noch als Fügung erscheinen, weil sie mich von der Reise abhielt.

## 25. SEPTEMBER

Daniel, der Montag ebenfalls «Alexis Sorbas» im Fernsehen wiedersah – tolles Schwarz-Weiss! –, sagt so oft «unglaublich», dass ich anfangs, über das Wort nachzudenken, während er am Telefon von der Wanderung am Hindukusch berichtet. Nicht einfach nur schön, herrlich oder grandios, also eine ästhetische Eigenschaft, auch nicht bezaubernd, berückend oder überwältigend, also eine transzendente Erfahrung, sondern ein ums andere Mal, in beinahe jedem Satz: «unglaublich». Das soll wohl so viel sagen: Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte; niemand glaubt es, der es nicht selbst erlebt. So verstanden, wäre jegliche Offenbarung «unglaublich» und Glaube nicht das Gegenteil, vielmehr die Folge von Wissen.

Er selbst geriet gegen Ende des Tages in Trance, ausgelöst durch die «unglaubliche» Schönheit der Natur, das Bewusstsein, als Erster seit Eric Newby entlang des Gletschers zu laufen, einen Gletschersee sogar zu entdecken, der auf keiner Karte eingezeichnet ist, und das Glück zu fotografieren, aber sicher auch ausgelöst physiologisch durch die Auszehrung – vergass zu essen und trinken – und die Anstrengung. Bekanntlich rufen chemische Stoffwechsel im Gehirn den Eindruck hervor, durch eine andere, normalerweise nicht wahrnehmbare Welt zu schreiten. Der Himmel ist blauer, die Luft riecht frischer, der eisige Wind wird zum Gesang, eine unbekannte Wonne strömt durch den Leib. Es braucht nicht den Glauben an eine andere, jenseitige Welt, um ausser sich zu geraten, Amphetamine oder auch nur der Saft des Peyotl-Kaktus genügen. Selbst Verliebtsein kann che-

misch eine solche Verzückung hervorrufen, dass sich die Sinneswahrnehmung nachweisbar verändert, eintrübt oder umgekehrt schärft, die sexuelle Ekstase sowieso. Das Gefühl, nicht nur mit dem oder der Geliebten ein gemeinsamer Körper zu sein, sondern mit der Umgebung, den Gegenständen im Zimmer oder, noch herrlicher, auf einer Wiese mit der Natur oder nächtens am Strand mit dem All eins zu werden, hat jeder hoffentlich schon einmal erlebt.

Es gibt noch mehr: Bei dem französischen Neuropsychiater Boris Cyrulnik habe ich heute gelesen, dass du auch ohne den Nahtod erleben kannst, wie du von oben auf dich herabblickst, von der Decke in der Vorstellung des Patienten, vom Himmel in der Vorstellung der Religionen, deshalb sicher auch der wiederkehrende Topos der Himmelfahrt. Auch misshandelte Kinder, vergewaltigte Frauen oder Überlebende von Konzentrationslagern erzählen, wie sich das Bewusstsein vom Körper löst und sie mit erstaunlicher Gleichgültigkeit von oben die Gewalt verfolgen, die ihnen angetan wird. Autoskopie nennt man das in der Neuropsychiatrie, ein offenbar geläufiger Begriff. Noch in der Erinnerung an eine solche Erfahrung wird ein Neuronennetz im linken Schläfenlappen aktiviert, und wenn du ein entsprechendes Bild betrachtest, verbraucht der Hinterhauptslappen, der für die visuelle Verarbeitung zuständig ist, Energie. Bei einem ausreichend starken Wonnegefühl wird ausserdem der limbische Schaltkreis aktiviert.

Neuronennetz, Schläfenlappen, Hinterhauptslappen, limbischer Schaltkreis – für Neuropsychiater werden das ebenfalls geläufige Begriffe sein. Es ist alles zu erklären, und wenn nicht, hat die Menschheit noch nicht genug geforscht. Spricht das gegen Gott? Boris Cyrulnik wurde über die Wissenschaft zum gläubigen Menschen. Daniel sackte in sich zusammen, als das Licht keine guten Fotos mehr zuließ, und musste beim Abstieg zum Basislager halb gestützt, halb getragen werden wie ein alter Mann. Er hat mir ein Foto geschickt, das einer der Begleiter aufgenommen hat gegen Abend. Er sieht darauf ziemlich belemmert aus, also Daniel, nicht der Begleiter, der sehr fromm gewesen sei.

## 19. NOVEMBER

Nachmittags habe ich drei unerwartete Stunden im Büro, weil die Tochter nach dem Frühstück etwas anderes vorhatte, als den Rest ihres Geburtstages mit dem Vater zu verbringen. Nichts fällt mir ein, was ich lesen oder schreiben könnte, ich denke nur an die Zeit, die sie krank war, und alle Jahre, seit sie geboren ist, habe das Gefühl, ihr zu viel geworden zu sein, lästig inzwischen, allein meine Präsenz erinnert sie an die Erkrankung. War tatsächlich viel, auch für mich, aber in ihre Richtung lässt das Gefühl nie nach. Füh-

le mich zurückgesetzt wie von einer Geliebten. Beim Frühstück wusste ich nicht recht, was ich ausser dem Üblichen sagen soll, also dem, was üblich geworden ist, und sie war auch nicht gesprächig, half nicht. Stimmt schon, alles, was mir einfällt, hat irgendwie mit der Krankheit zu tun und wie es jetzt weitergeht, sie will es nicht mehr hören, es nervt, ich nerve. Äusserlich blieben wir freundlich, sie auch. Innerlich spürten wir die Erschöpfung voneinander oder etwas in der Art. Sie würde es vermutlich anders nennen, und ein Vater kann nicht erschöpft sein von seinem Kind. Nein, es kann nicht dasselbe sein, was für jeden das Gespräch schwer machte wie Blei. Alles, was mir auf der Zunge lag, war therapeutisch oder eitel und selbstverliebt, in dem Sinne wie, wenn du wüsstest, was ich alles für dich getan und wo du jetzt ohne mich wärst. Der Vater, der es ausspräche, demütigte sich selbst.

So sitze ich also am Schreibtisch, überrascht, am Schreibtisch zu sitzen, und missmutig statt erfreut, schaue aus dem Fenster, der Brustkorb zieht sich von Minute zu Minute enger zusammen. Schon will ich mich auf die Matratze legen, an die Decke starren oder die Augen schliessen, Hauptsache, die Zeit verstreichen lassen wie immer, wenn ich mich nicht einmal zum Laufen aufrufen kann. Stattdessen, ohne eigentlich zu merken, wie, ohne zu wissen, was er enthalten soll, fange ich einen Brief an, fange einfach an, erst die Anrede und dann bloss, dass sie heute Geburtstag hat, also die blödeste Feststellung überhaupt. Und ohne mein Zutun reihen sich der zweite, dritte, vierte Satz aneinander zu einem lang und länger werdenden Brief, fünfter, sechster, siebter Satz und so fort, und mir geht auf, was mir beim Frühstück nicht zu sagen einfiel. Wieder denke ich, welches Glück es manchmal ist, schreiben zu können, also Worte zu finden für etwas, und du wusstest nicht einmal, was es ist. Hören, mitschreiben und manchmal seinen Namen daruntersetzen.

## 20. NOVEMBER

Den Gedanken über das gelegentliche Glück, schreiben zu können, habe ich gestern nicht zu Ende geführt: Am Ende des Absatzes hatte ich vergessen, dass ich auf den Tag zurückkommen wollte, an dem ich nach Afghanistan geflogen wäre. Damals, beinahe drei Monate ist es her, hatte ich bedauert, dass die Absage notgedrungen die Freundschaft beschweren würde, es könne gar nicht anders sein. Aber dann hatte ich die Notiz ebenjenes Tages Daniel nach Kabul hinterhergeschickt – und das Gegenteil trat ein. Indem er von meinem Schuldgefühl las – indem ich ein Gefühl in Worte gefasst hatte, das mir nicht einmal bewusst gewesen war –, vertiefte sich die Freundschaft noch, frischte auf und war lebendig wie eh. Der leicht angespannte, drängende Ton seiner Mitteilun-

gen – und meiner Antworten – verklärte sich von einer Mitteilung auf die andere und durchgehend seitdem in Wärme und Zuneigung, wie zwei wie ihr sie selten einander zeigen – wenn man stirbt, zum Beispiel, eine blosser Krankheit reicht dafür nicht. Daniel sprach von Rührung, ein Wort, das er sicher nicht häufig gebraucht. Die paar Zeilen hatten auch ohne die existenzielle Not eine Öffnung geschaffen – nicht für das Gefühl, sondern das Gespräch. Und ähnlich ist es mit der Tochter, die mich lange umarmte, als sie am Morgen nach ihrem Geburtstag meinen Brief las. Wer sich verständlich machen kann, befreit zwei Menschen vorübergehend aus ihrer Einsamkeit.

## 14. DEZEMBER

In Zürich treffe ich den Redaktor, der mich mit einem Satz beruhigt hat, ich solle mich wegen der Kosten der abgesagten Reise nach Afghanistan nicht bekümmern: Er habe selbst Kinder. Daniel hat ihm die Notiz weitergeleitet, die ich nach Kabul geschickt hatte, und nun möchte er zu den Fotos auch die anderen Einträge des Jahres über Daniel veröffentlichen: Wenn Zeitungen überleben wollen, müssten sie etwas anderes bieten als Nachrichten oder Meinungen, die im Netz schneller und spektakulärer zu finden seien. Sie müssten langsamer werden und schöner. Je länger er Redaktor sei, desto weniger interessiere ihn klassischer Journalismus.

Als er mich zum Zug bringt, zeigt der Redaktor auf drei violette Punkte in ansteigender Grösse, die auf eine der Scheiben im milchgläsernen Dach der Bahnhofshalle geklebt sind. Ein Kunstprojekt, denke ich, oder ein geschichtliches Denkmal. Die rechteckige, etwa drei Quadratmeter grosse Scheibe ist sauberer als die anderen, also gereinigt oder neu eingelegt. Durch die ist am 30. September die siebzehnjährige Tochter eines Nachbarn gebrochen und auf den Boden gestürzt, sagt der Redaktor. Zwölf Meter tief und tot. Sie war mit Freunden nachts aufs gläserne Dach geklettert, ein Baugerüst hoch. Die drei Punkte erinnern an die Tochter – die Tochter.

Das ist nun etwas Schreckliches zum Abschied, stammele ich mit den ersten Worten, die ich wiederfinde: Da wird einem ja schon beim Hören schlecht. Was soll ich machen?, entschuldigt sich der Redaktor. Die drei Punkte sind nun einmal genau über dem Zugang zu den Gleisen, und er kann nicht darunter hergehen und sie ignorieren. Es sind Nachbarn, er hat das Mädchen aufwachsen sehen, trifft fast täglich die Eltern, bemerkt den Schatten auf ihren Gesichtern, egal wie die Sonne steht. – Ich werde hier auch nie mehr einen Zug nehmen können, ohne zu den drei Punkten hochzublicken. – Dafür sind sie da, antwortet er. Ich schaue den Redaktor an und frage mich, ob ihm klar ist, dass er nun ebenfalls in das Jahr eingetragen ist.

\*  
Was ist das für ein Gedudel?, frage ich, als Daniel mir zur Vorbereitung seiner Fotografien die Videoclips von der Wanderung im Hindukusch zeigt. Ringsum nur Felsen, Steine, Geröll, Eis, Schnee, so weit der Bildschirm reicht, und mit dem Himmel eine weitere Unendlichkeit über den schweigsamen, angestregten Männern mit Gewehren und Packpferden, die hintereinander dieses wüste Land durchqueren – dazu aus dem Off fröhliche Popmusik. Jemand hatte sich ein Transistorradio umgehängt, erklärt Daniel, sonnenbetrieben, deshalb lief es permanent. Die Begleiter gehörten alle derselben Familie an, weil du dich nach vierzig Jahren Krieg auf niemand anderen verlassen kannst, unter ihnen zwei Beamte aus dem Sicherheitsapparat. Die letzte SMS, die einging: «dear client, kindly informing you that today we had convoy movement from gazhni towards qalat, unfortunately there was an insurgent attack on convoy in mavrah. one APPF soldier was wounded. convoy moved from incident area.» Danach war mit dem Funknetz auch der Krieg verschwunden, der seit dem Einmarsch der westlichen Truppen nicht mehr so blutig war mit vierhundert getöteten Soldaten und Polizisten innerhalb einer Woche. Für die übrigen Opfer gibt es keine Statistik.

Die Dimensionen dieses friedlichen, weil unwirtlichen Afghanistans erkennst du daran, wie klein auf den monochromen Hängen die Menschen und Pferde sind, winzige Striche nur. Am schwersten haben sie es auf den schwarzen Flächen, die immens sind und mit messerscharfen Schiefertrümmern bedeckt. Die Reihe aufgelöst, tastet sich jeder, auch die Pferde, allein von Fels zu Fels. Unglaublich – «unglaublich!» – auch die rechteckigen, bis zu sechs Meter hohen Steinplatten, die wie von einem monströsen Landschaftsgärtner hochkant aufgestellt worden sind. Tagsüber werden sie heiss wie Öfen, erklärt Daniel, weil Schiefer wie kaum ein anderer Stein die Wärme speichert und das Eis zum Schmelzen bringt.

Weiter unten, wo es noch Gräser gab, hätten sie einmal fast den Koch verloren, der Kräuter sammeln ging; der Koch sei der wichtigste Mann bei einer solchen Expedition, auf alle anderen könntest du verzichten, aber vom Koch hänge die Fitness ab. Daniel verliessen am letzten Tag des Aufstiegs dennoch die Kräfte, deshalb setzten ihn die Männer auf eines der Pferde, als wäre er Gepäck. Zum Glück hat ihn Vadims Kamera nicht gekrümmt im Sattel ertappt, die Augen halb geschlossen, der Kiefer aufgeklappt. Am Fusse des Mir Samir, auf knapp fünftausend Metern, erreichten sie das Tor zu Nuristan, wo die Anthropologen des Dritten Reiches nach den reinen Ariern suchten und es heute nicht mehr weitergeht. Denn Nuristan, das den Islam erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts annahm, sympathisiert sieb-

zehn Jahre nach dem Einmarsch der westlichen Truppen mit dem Islamischen Staat. Die Fotos, die der Engländer Eric Newby in den Fünfzigerjahren am Tor gemacht hat, bezeugen den gewaltigen Gletscher. Geblieben ist von ihm so gut wie nichts. Eben das ist die Geschichte, sagt Daniel: Du gehst unter tausend Mühen hin, aber der Protagonist ist nicht mehr da. Dennoch musst du hin, denn von unten kannst du sein Verschwinden nicht sehen. – Das heisst, du fotografierst eine Abwesenheit? – Ja, das meine ich. – So ähnlich liesse sich Theologie definieren.

Dann holt er die Bilder aus den Umschlägen hervor, die weiss und durchsichtig sind wie Milchglas, die Assoziation geht jetzt nicht mehr weg. Die Schieferfelder gewinnen erst auf den schwarz-weissen Fotografien die Anmutung vom Ende der Welt; dasselbe Motiv auf dem Laptop, digital, hat keine Tiefe, keine Finsternis und bedeutet nichts. Das Foto der sechs Meter hohen Steinplatte mit den tausend Steinbrocken davor und der kahlen Steilwand dahinter gleicht einem abstrakten Gemälde, und das ist die Erde ja von oben auch; dass seine Geschöpfe lebendig sind, Hunger und Durst haben, Einsamkeit und Schmerzen empfinden, ihre Kinder lieben und sich vor dem Sterben fürchten, scheint Gott in Afghanistan seit vierzig Jahren zu ignorieren. Der Gletschersee, der auf keiner Karte eingezeichnet ist: Du bist eigentlich schon am Ziel, auch mit der Kraft längst am Ende, aber dann schleppst du dich ohne Absicht, fast bewusstlos, noch ein paar Meter weiter um einen Felsen herum – und triffst auf dieses Türkisauge, das dich aus tiefster Mattheit heraus vollkommen entusiastisiert. Eine Sekunde vorher fühlst du dich wie erschlagen, aber sobald du das Bild siehst (er meint den See, aber sagt Bild, als ob es unabhängig vom Betrachter existierte), funktioniert alles wieder, deine Sinne werden überscharf, dein Verstand absolut klar (heilignüchtern), wenn sich der Ausschnitt von selbst bestimmt, das Objektiv von selbst scharf stellt, den Atem von selbst anhält und du genau im richtigen Moment auf den Auslöser drückst. Und schliesslich das finale Bild der Wanderung, das er im Endorphinrausch entdeckte: ein majestätischer Gletschertisch vor einem Abhang aus Geröll, über den weitere, kleinere Tische verstreut sind. Sie entstehen, wo grosse Felsen das Eis vor der Sonne schützen, während ringsherum alles schmilzt.

Daniel sagt nichts, damit ich selbst auf das Detail stosse, von dem sein Foto erst lebt: Auf der grossen Platte sitzen – winzig! – die sechs Begleiter mit verschränkten Beinen, als ob der Gletscher unter ihnen ein Tier wäre, das sie erlegt haben. Anhand der Körper rechnen wir aus, wie hoch der Tisch ist: drei Meter das Podest aus Eis, anderthalb Meter dick die Platte. In der Schweiz ist es ein bekanntes, längst kitschiges Motiv: die ersten Naturforscher oder heutigen





Am 12. Juli 2018 begrub eine Geröll- und Schlammlawine das Dorf Peshgor im Panjshir, verschont blieb dieser sowjetische Panzer. Ursache des Unglücks war das Überlaufen eines ephemeren Gletschersees, der sich in der Zunge eines kollabierenden Gletschers gebildet hatte.